



Niederdeutsches Heimatblatt

Nr. 10.

Beilage der „Nordwestdeutschen Zeitung“.

1928.

Spöthus.

Von Heinrich Rahmeyer (Bremerhaven).

Een Strohdachus, so ganz alleen,
lin Minschenkind is binnen,
un ewig lank is rund umto
lin enig Seel to sinnen.

Lin Wagen ruttet up'n Hosi,
lin Hund blafft, wein een lurnmt,
un an de Deel dor steiht lin Kof
un rekt den Hals un brummt.

Wat dor noch flüstert, is de Wind,
de geiht dor mennig Loof.
Wat dor noch tickt in't ohle Holt,
dat is de Dodelkloof. —

Blot mennigmal in Maanschiennacht
sweeft wat ut de Grootdör.
Dat kummt mi as son Hochtiestogg
mit Brut un Brögam vör.

De Ogen holl, de Kleer so gries,
so glitt dat ut de Poort.
De ohle Brögam, stolt un stoff,
de seggt lin Starbenswoort.

De Brut de weent still vör sin henn,
ehr Moder klick so bang
un wiet her van den Markentorm
klingt de ohle Klock so drang. —

Dor achter 't Hus dor is 'n Kolt,
so deep un of so swart,
dor klagt dat denn de ganze Nacht
Dat geiht mi deep dör't Hart.

De Lü vertellt, dor is einmal
en Knecht to Wäter gahn,
de hörde för de Bur sin Deern
de Hochtiestklocken slan.

Hörst du mal in son Maanschiennacht
dit Jammern ut de Feern,
du löppst un löppst, doch läbenslang
mußt du dat Klagen hörn.

Das erschlossene Geheimnis der alten Truhe.

(Eine Erinnerung an Braunschweigs ehemalige Universität
„Julia Carolina“ zu Helmstedt.)

Von Erich Kinderbater (Bremerhaven).

Es ging seit Tagen ein geheimnisvolles Rausen durch die altehrwürdigen Räume der alten Julia-Carolina zu Helmstedt, man sprach nicht, wie noch vor Wochen und Monaten, von den Vorbereitungen, die dem Feste des 200jährigen Bestehens der alma mater (gegründet am 25. Oktober 1612) gelten sollten, wie Gevitterschwüle lag es über den Tagen, denn man schrieb heute den 3. Dezember des Jahres 1810. Braunschweig hatte schwer unter dem Drucke des forschenden Eroberers zu leiden. Nach der unglücklichen Doppelschlacht von Jena und Auerstädt, in der auf dringendes Bitten der Königin Luise ein 71jähriger Greis, der Herzog Karl Wilhelm Ferdinand, den Oberbefehl der preussischen Truppen übernahm und, blindgeschossen, nach dem Verluste der Schlacht nach Ottensen flüchten mußte, da man den todkranken Herzog in Braunschweig eine Zufluchtsstätte verweigerte, hatte sich der ganze Jörn Napoleons gegen Braunschweig gewandt, das bereits am 21. Oktober 1806, also eine Woche nach der Unglückschlacht, besetzt und als erobertes Land erklärt war.

Vergebens ersuchte eine Gesandtschaft der Landstände den Kaiser Napoleon um Schonung des Landes und Erhaltung des angestammten Herrscherhauses. „Das Haus Braunschweig hat aufgehört zu existieren“, das war das Ergebnis der am 9. November 1806 erteilten Audienz in Berlin. Braunschweigische, hannoversche und hessische Gebiete wurden zu einem neuen Königreiche Westfalen zusammengeschweißt, zu dessen Herrscher der jüngste Bruder des Korsen, Jerome, der König: „Morgen wieder lustig“, ernannt wurde. Dem Verluste der Selbstständigkeit des Herzogtums folgte bald die Beseitigung aller Einrichtungen und Rechte. Der Machtbruch des Siegers unter dem Bepter Jeromes sollte auch der altehrwürdigen Julia-Carolina Gefahr und Untergang bringen. So ging es wie ein geheimnisvolles Rausen durch „Eln-Athens“ alte Gassen.

„König Lustig“ braucht Geld, viel Geld für sich und seinen Hofstaat, und dieses aus dem Lande Braunschweig vor allem herauszubressen, war ein wesentlicher Teil seiner Regierungsgeschäfte. Das im Stille Ludwig XIV. erbaute Lustschloß Salzdahlum, in dem am 12. Juni 1793 die Prinzessin Elisabeth Christine von Braunschweig mit Friedrich dem Großen Hochzeit hielt, war bereits unter den Hammer gekommen. Von den 2000 wertvollen Originalgemälden wurden 360 nach Paris, 102 Bilder nach Kassel gebracht. Die übrigen mußten in öffentlicher Versteigerung verschachert, die Schatulle König Jeromes aufs neue auffüllen. Was Wunder, wenn dieser König für die altehrwürdige Universität keine Mittel hatte. Mit Beharrlichkeit erhielt sich daher das Gerücht von der Auflösung der einst im höchsten Glanz erstrahlenden Julia-Carolina. Der 10. Dezember 1810 gab dieser berühmten Bildungsstätte den Todesstreich. In alle Winde verstreuten sich Professoren und Studenten. Göttingen, Marburg und Halle waren es hauptsächlich, wohin sie sich wandten.

Ob war es in den Räumen, und nur der alte Kustos war zurückgeblieben, von den Schätzen der Wissenschaft zu bergen, was ihm möglich war. Besonders wollte er die alten Akten vor dem Untergange retten und sie in sichere Obhut des Landesarchivs geben. In große Kisten verpackt gelangten sie noch vor Weihnachten nach Wolfenbüttel, mit ihnen ein in der Ecke seit Jahrzehnten unbeachtet stehender Kasten, versiegelt und verschlossen am 2. Mai 1776 der Universität von einem dem braunschweigischen Altadel angehörigen Geheimrat von Braunn übergeben. Ein tiefes Geheimnis lag über diesem Kasten. Der Kustos wußte nur, daß ein Begleitschreiben vorhanden sein müsse, aus dem hervorgehe, daß der Kasten erst nach hundert Jahren und nur mit ausdrücklicher Genehmigung des Landesfürsten geöffnet werden dürfe. Auf dem Boden des Landes-Hauptarchivs in Wolfenbüttel harrte er denn, fast vergessen, des Augenblickes der Erschließung. Längst waren sie alle dahin, die um die geheimnisvolle Truhe wußten. Vergessen war die Zeit französischer Fremdherrschaft, ein neues Deutschland war entstanden, 1871 seine Krönung in dem neuen Deutschen Reiche findend. Braunschweigs Herzog war Wilhelm, mit dessen Sterben am 18. Oktober 1884 die braunschweigische Wellenfalte erlosch. Und noch immer harrte der geheimnisvolle Kasten im vergessenen Bodenkinkel der Deckung. Jahre vergingen unter Regentschaften, bis Ernst August, des Cumberlanders Sohn, sich die Herzogstrone aufs Haupt setzte. Man erhoffte von ihm, daß er die seit mehr denn hundert Jahren im Dornröschenschlafe liegende Julia-Carolina zu neuem Leben erwecken würde, und um auch die weite Deffentlichkeit hierfür zu interessieren, wurde eine Ausstellung von auf die Helmstedter Universität bezüglichen Gegenständen veranstaltet. Da entsann man sich auch des geheimnisvollen Kastens. Durch Nachforschungen, besonders dem Bemühen des Geheimen Archivrates Dr. Paul Zimmermann war ein hohes Aufsehen zuzuzählen, war es gelungen, das Begleitschreiben von Brauns aufzufinden, aus dem hervorging, daß der versiegelte Kasten Mitteilungen über den Oculisten-Orden berge. Und eine Deffnung bestätigte diese Angabe.

Das Einzige, was bisher über diese Ordensgemeinschaft bekannt war, ging aus einem im Jahre 1746 bei Michael Blochberger in Leipzig erschienenen Werke hervor. Es führte den eigenartigen Titel: „Der neu aufgesteckte brennende Leuchter des Freymänner-Ordens oder eine sonderbare Historie dieser sonderbaren Bruderschaft bis auf unsere Zeiten.“ Dort

wird des Oskulistenordens Erwähnung getan, der alles Andere wäre, als eine Abzweigung freimaurerischen Schaffens. Heißt es doch im genannten Werke im Bezug auf den Oskulistenorden wörtlich:

„Wenn man nun diese Piece (gemeint ist der Oskulistenorden) etwas genauer durchsieht, so scheint es eine wohlgerathene satyrische Nachbildung des Freymaurer-Ordens zu sein, welche zugleich mit der geheimen Absicht abgefaßt ist, um der ehrwürdigen Freymaurer-Gesellschaft damit eine wohlausgezeichnete Moquerie vorzulegen.“

Dass diese Absicht des Ordens, der nur die obersten Kreise des Adels angehörige Mitglieder umfasste, bestanden hat, ist mehr als zweifelhaft. Fest steht nur, daß v. Braun den geheimnisvollen Rasten 1775 von dem Vater in den Grafenstand erhobenen August Ferdinand von Veltheim in Harbke erhielt, dessen Vater Friedrich August von Veltheim (geb. 21. Oktober 1709 zu Harbke) dem Orden angehört hat und ihn 1776 der Julia-Carolina übergeben hat, weil der Orden in Braunschweig um diese Zeit keinerlei Anhänger mehr besaß.

Doch was wollten nun die Oskulisten, Woher der Name? Denkt man, das Auge, das bei diesem Geheimorden hochadliger Kreise eine gewichtige Rolle spielte, hat ihm den Namen gegeben. Doch weshalb vorgreifen, lassen wir doch den Inhalt der geheimnisvollen Truhe zu uns sprechen! Nicht Reichthümer und Gold, nicht Goldeswert und Pretiosen, bot der schlichte Rasten, und dennoch waren es Werte kulturhistorischer Bedeutung, die uns einen Blick tun lassen in das Leben des hochadeligen Adels vergangener Jahrhunderte. Daran ging wohl in erster Linie der Oskulistenorden zugrunde, daß er als aufnahmefähig nur den obersten Landadel ansah. Oder sollte es die Zulassung der Frau zu dieser Vereinigung gewesen sein?

In der Truhe waren Drucke, Schriften, allerlei Geräte, Abzeichen und Zeichen der Zugehörigkeit zu dem wohl schon am Ende des 18. Jahrhunderts bedeutungslos und da ein Nachwuchs nicht vorhanden war, dem Untergange geweihten Ordens vorhanden. Das älteste Schriftstück mag uns in den Orden selbst einführen. Es war die Mitteilung über die Aufnahme des schon mehrfach erwähnten v. P., die am 10. 3. 1842 in Berlin erfolgte. Friedrich August von Veltheim, der Vater des nachmaligen Grafen verpflanzte den Oskulistenorden in braunschweigische Lande. Meister und Meisterrinnen erteilen ihm in dieser besiegelten Urkunde, wie es wörtlich heißt:

„Nach einer ihrem Eide und Pflicht gemäßen Untersuchung seines bisherigen Bezuges gegen unsere Gesellschaft, wie auch seiner Gesinnlichkeit im Arbeiten wohlbedächtig die Macht Befehle aufzunehmen, Gefellen zu schlagen, den Meisterrath aufzusetzen und Logen aufzurichten, dies alles und solcher Gestalt, daß wir alle von ihm aufgenommene Personen für gute Oskulisten erkennen und sie ebenso lieben wollen, als wenn sie ihre Wissenschaft und Kunst in einer englischen Loge erlernt hätten.“

Friedrich August von Veltheim.

Es ist interessant, zu erfahren, daß die Oskulisten also offenbar keine deutsche Schöpfung sind, sondern die ersten Spuren nach England weisen, wo ja am 24. Juni 1717 auch die Freimaurerlogen gegründet wurden. Jedenfalls war der Oskulistenorden eine altherwürdige Einrichtung idealster Lebensauffassung. Ueber Friedrich August von Veltheim konnte ich feststellen, daß er eine Persönlichkeit war, die äußerst anregend wirkte, und die es verstand, der Neigung damaliger Zeit, sich zu Gesellschaften zusammenzuschließen, die unter ernstesten feierlichen Formen ideale Zwecke und Ziele mit heiterem Frohsinn verbunden, gerecht zu werden. Selbst auf das Gebiet des Weidwerkes erstreckte sich ja damals die Vorliebe hochadliger Kreise. Der Orden: „Zum goldenen Rubel“, der sachgemäßen Betrieb des Weidwerkes und die Belebung der Jagdstelle durch vornehme Geselligkeit bezweckte, gibt davon noch heute Kunde.

Leider sind die Nachrichten über die Tätigkeit der Oskulistenloge sehr gering. Im Rasten fanden sich noch einige Protokolle über Sitzungen, so vom 24. und 25. September 1747 in Gegenwart des dirigierenden Meisters. Es handelt sich um Aufnahme eines neuen Mitgliedes, die abgelehnt wurde. Andere Gesuche um Aufnahme sind ebenfalls erhalten. Namen wie Graf Emil von Dona in Breslau (20. Januar 1746), Graf von der Alseburg (25. Januar 1746), gemeint ist Ulrich Ferdinand v. d. Alseburg und Gottlieb Friedrich von Döring kennzeichnen den Adelskreis.

Dass auch der Geheimrat v. Braun dem Orden angehört hat, sieht man aus einer Anzahl ebenfalls in der Truhe verborgenen Blätter, auf die er mit eigener Hand aus des Helmstedter Professors Lorenz Heister „Chirurgia“ und des Hallischen Kanzlers Christian Wolf „Physica“ Mitteilungen über das Auge niederschrieb.

Es ist gewiß kein Zufall, daß nur Adlige genannt werden, kein einziger Bürgerlicher. Man wollte offenbar nur unter sich bleiben.

Ueber die Ziele des Ordens unterrichtete das ebenfalls im Rasten vorhandene „Gesetzbuch“ — der Hocherleuchteten — Oskulisten-Gesellschaft, enthaltend — einige allgemeine Verordnungen — Pflichten — und Absichten — Herausgegeben auf Spezial-Befehl der Großen Loge.“ Die Loge verfolgte darnach rein ideale Ziele, sie wollte den Leuten die Augen öffnen, geistige und sittliche Gebrechen zu heilen, um die Menschen zu nützlichen brauchbaren Gliedern der Gesellschaft zu machen. Wie die Freimaurer die Embleme dem Handwerk entlehnten, wählten die Oskulisten als solche die aus der Augenheilkunde bekannten Werkzeuge.

Vom äußeren Leben in der Loge einige Mitteilungen. Alle Mitglieder trugen besondere Abzeichen. Das gemeinsame Zeichen war ein emailliertes bronzenes Medaillon, das auf der Vorderseite die Darstellung des Auges, auf der Rückseite den Spruch: „Heureux qui voit sans être vu“ (Glücklich, wer sieht, ohne gesehen zu sein) trägt. Grün-weißes Band zeigte die Farben des Ordens. Von allen Abzeichen waren in der Truhe mehrere Stücke vorhanden, auch Siegel und allerlei Geräte (verschiedene Brillen, Stahlgeräte in Hornhüllen, den Staar zu stechen und eine aus Elfenbein gefertigte künstliche Darstellung des Auges, die auseinanderzunehmen war) kennzeichnen symbolisch die Bedeutung der Loge. Einige Chiffreschriften sind bisher nicht entziffert.

Hat nun die geheimnisvolle Truhe uns auch keinerlei materielle Kostbarkeiten enthüllt, so bot sie doch kulturell interessantes Material, das man der Vergangenheit entreißen soll. Sie kann uns so manches sagen, was in der jetzt eilig hastenden Zeit uns einige Augenblicke der Erinnerung wachruft und Wilhelm von Humboldts Wort bestätigt:

„Die Beschäftigung mit der Vergangenheit, das Zurückgehen in dieselbe, hat einen überaus großen Reiz. Was ehemals auf die Seele gewirkt hat, gedacht und empfunden worden ist, hat den jetzigen Zustand des Denkens, Empfindens und Willens gebildet. Das ist die unendliche Kraft der Vergangenheit!“

Um die Heimat.

Ein Bekenntnis von Gerhart Menzel.

WZ. Die Heimat muß so in uns wie um uns sein, dann kann sie uns nie verloren gehen. Erst das heißt, sie wahrhaft besitzen. Um das zu erreichen, müssen wir ihr uns hingeben mit aller Liebe.

Die Heimat lieben, heißt: ihr dienen. Wir dienen ihr am besten, indem wir von ihren Schöpferkräften in uns aufnehmen, soviel wir irgend können. Ihr Quellwasser laßt uns reinhalten und daraus trinken! Um ihr Erntebrot laßt uns arbeiten, das wird uns stark machen und frisch erhalten! In ihre Wiesen und Wälder laßt uns ziehen und den Geist gesund baden in ihrem Wehen. Was wir dann schaffen werden, wird immer ihr zum besten dienen. Es kann gar nicht anders sein, wir haben sie ja in uns getrunken, nun muß sie aus uns wirken.

Die Heimat, die uns gebär, ist wie eine Mutter zu uns. Eine Mutter aber haben wir alle einmal nur, darum können wir auch jeder nur eine wahre Heimat haben. Wir können sie nicht vertauschen, nur verlieren. Wer seine Heimat verlor, ist wie ein Mensch, der seine Mutter verlor. Wer sie aber verleugnet oder gar verrät, hat sich um sein kostbarstes Gut unwiederbringlich betrogen.

Zwar wie eine Mutter verzeiht auch die Heimat immer wieder gern, aber wer einmal sie betrog, wird es sich nie verzeihen können. Er wird Leid darum tragen, bis er vergeht. Wer sie auch nur beschimpfen läßt, ist ihrer nicht wert. Und jeder, der seine engere Heimat liebt, wird ihn darum verachten.

Es ist wahr, wir können auch außerhalb der Heimat Großes leisten, aber geschah es nicht für sie, sondern nur um unser selbst willen, ist es das Höchste, das wir in uns mit ihr hätten erreichen können, müssen und sollen, nie gewesen. Darum sollen wir in allem, was wir tun und wo auch immer wir es tun, der Heimat treu bleiben. Es wird uns zum Segen gereichen.

Bedeutung der Ortsnamen in der Umgebung von Wesermünde—Bremerhaven.

Eine sprachliche Plauderei von W. Wittkopf.

II.

Wir kommen nun zu dem Namen Speckenbüttel. Der zweite Teil des Wortes tritt ja selbständig auf in dem Orte Büttel, südwestlich von Stotel. Hiervon heißt die älteste urkundliche Form 1105 Butli, was auf budi zurückzuführen ist. Es gehört zu dem altsächsischen Wort bu Wohnung, Gut, Haus und Hof — und unsern Worten Bude und bauen, und bedeutet etwa Gut oder Gehöft. In dem ersten Teil steckt das mittelniederdeutsche specke, d. h., „ein aus Buschwerk, Erde, Rasen durch sumpfige Gegenden und Wiesen aufgeworfener Weg oder Damm“ (Schiller-Libben, Mittelniederdeutsches Wörterbuch). Das germanische Wort spiko heißt der Holzsteden. Eine Anzahl Wege im Wurster Lande führt ja den Namen Speden, zum Beispiel Eiden Speden, Bremer Speden usw. Diese durch die Marsch laufenden Wege mußten natürlich aufgeworfen und mit Holzpfehlern befestigt werden. Das nannte man mittelniederdeutsch speken. Einer der ältesten Wege in die Marsch von Lehe her war vermutlich der Specken, auf dem heute die Landstraße von Speckenbüttel nach Weddewarden läuft. So erhielt die kleine Siedlung am Beginne dieses Spedens den Namen Speckenbüttel, d. h., Gut oder Gehöft am Speden.

Der Name des Ortes Langen scheint keinerlei Schwierigkeiten zu bieten. Jeder wird ihn von lang ableiten. Und das ist gewiß richtig. Nur weiß man nicht, was denn lang sein soll. Der Ort etwa? Der älteste Teil — nach meiner Vermutung das westlich in die Marsch vorspringende Stück — hat aber keine auffallend lange Form. Nun gibt es in unserer Provinz nur vier Orte, die einfach Langen heißen, aber weit über 50, die an Langen noch ein Grundwort anhängen, wie zum Beispiel Langenfelde, Langenbehlen, Langenacker, Langenhorst usw. Daraus darf man den Schluß ziehen, daß auch zu unserem Langen noch ein zweiter Teil gehört hat oder wenigstens gedacht worden ist, mag dieser nun Feld, Rump, Forst oder dergleichen gewesen sein. Am wahrscheinlichsten ist mir, daß sich Langen auf die westlich davor gelagerten zahlreichen langgestreckten Wiesenflächen bezogen hat.

Große Schwierigkeiten bereitet die Erklärung der Namen Spaden und Laven. Alte Formen davon sind mir nicht bekannt. Spaden mit mittelniederdeutsch spade oder Spaten zusammenzubringen, dürfte nicht viel Sinn haben. Ebenso wenig kommt die Ableitung von spät Feldspat, blättrig brechendes Gestein, in Frage, da es hier kein anstehendes Gestein gibt. Einleuchtender ist schon die Verwandtschaft mit englisch spot Fleck, Platz, d. h., der sich durch andere Beschaffenheit von der Umgebung abhebende Platz. Spaden ist eine rings von Wiesen und Moor umschlossene Geestinsel, hebt sich als Ort also von der Umgebung ab. Das Wort spot ist nun im Ostfriesischen und Norwegischen in derselben Bedeutung noch heute vorhanden, also wohl ein gemeingermanisches Wort. Freilich blie-

den dann noch sprachliche Schwierigkeiten zu klären, auf die wir hier aber nicht eingehen können.

Ebenso ungünstig steht es mit Laven. Wenn es von altfriesisch *laba* abzuleiten ist, so bedeutet es „Ueberbleibsel“ — vielleicht einer einstmaligen größeren Geestinsel. Man kann es aber auch anders deuten. Der Ort hat eine charakteristische Lage; er liegt nämlich nicht mitten auf der Geestinsel, sondern ganz am östlichen Rande in einer leichten Einsenkung, einem Einschnitt. Nun gibt es ein germanisches Wort *lavo*, das Einschnitt, Kerbe, Rinne bedeutet. Dies Wort ist im Mittelniederdeutschen nur in der Zusammensetzung *lit-lave*, d. h., etwa Kerbe oder Narbe am Körper (lit der Leib) belegt. Aber der Gebrauch von *lave* als Einschnitt, Kerbe ist damit gegeben. Demnach könnte Laven die Siedlung im Einschnitt, in der Kerbe bedeuten.

Noch ein paar Worte über *De hstedt* und *We hden*. *Dehstedt* läßt sich als „deepe“ (tiefe) Stätte erklären, denn es liegt — mit seinem ältesten Teil vermutlich — am Rande der Bachniederung. Da aber die Ortsnamen auf *stedt* in den weitaus meisten Fällen mit Personennamen zusammenge-
setzt sind, so ist auch hier eher die Bedeutung Wohnstätte des *Dehbo* (*Dibbo*) zu vermuten.

We hden ist von germanisch *widu* Wald, besonders „heiliger Wald“, abzuleiten. Es ist ja noch heute rings von Wald umgeben. Von *widu* hat auch der Sachsenherzog *Widukind* seinen Namen. Er war ein Wald-
kind. Germanische Frauen begaben sich oft vor ihrer Niederkunft in einen „heiligen Wald“, um dort, an geheiligter Stätte ihre Stunde zu erwarten. Das verlieh ihrem Kinde besondere Gaben. *Widukind* bewies, daß er ein Waldkind war.

Mit *widu* hängt ferner auch der Name des Wiedehopfes zusammen. *Widu-hoppo* nennt ihn das Mittelfrische, d. h., der Waldhüpfen.

Mit diesem schönen, aber leider so selten gewordenen Vogel wollen wir unsere heutige Wanderung durch die Orte der Umgegend beenden. Die nächste soll uns mehr nach Süden, in den Kreis *Geestemünde* führen.

Die Entstehung des niederdeutschen Dorfes.

Von Dr. Pröbe.

Wir beginnen hiermit eine Reihenfolge von Aufsätzen, die sich mit der Entwicklung des niedersächsischen Dorfes befassen, und die das interessante Ergebnis der neuesten Nachforschungen darstellen.

(Die Schriftleitung.)

In die Zeit der ersten festen Besiedelung Sachsens reicht kein schriftliches Zeugnis zurück. Sie geschah wahrscheinlich im 4. bis 6. Jahrhundert, d. h., in diesem Zeitraum erstarrte allmählich die bisherige Beweglichkeit der Sippen und Stämme, und mit solchem Seßhaftwerden erwuchsen von selbst neue Gesetze des Zusammenlebens und der Bodennutzung. Diese erste Siedelung war jedoch sicher weit lockerer und dünner, als die Karte mit ihren zahlreichen Dörfern uns heute glauben machen möchte. Die Namenforschung ist zum Beispiel überzeugt, im allgemeinen hinter den Namenbildungen auf -ingen, -stedt und -dorf die ältesten Siedelungen suchen zu dürfen. In eine spätere Zeit, aber auch noch größtenteils vor 800, wären die *Hausen*-Dörfer zu setzen. Ihnen folgen dann erst in langsamem Fortgang der Besiedelung die zahlreichen Bildungen auf -horn, -horst, -wedel, -loh und dergleichen, deren häufiges Vorkommen an den Rändern alter Moor-, Wald- und Heidegebiete den Weg des allmählichen Vordringens der Landgewinnung verrät. Noch jünger sind schließlich die sogenannten *Sagen*-Dörfer, deren Entstehung bis in das 13. Jahrhundert reicht. Ihre Gründung geschah schon unter starker Beteiligung landesherrlicher und grundherrlicher Interessen und kann somit als eine früheste Rationalisierung und Typisierung des Siedelungsvorganges gelten.

Von besonderer Bedeutung ist bei dem Siedelungsproblem die Frage nach dem Verhältnis von Dorf und Einzelhof. Man war lange geneigt, den Einzelhof älter anzusehen; die selbstbewußte und ganz auf Eigenrecht deutende Lage zahlreicher Heidehöfe nutzte man dabei gern zur Stärkung solcher Auffassung. Andere Forscher wollten diese Höfe gar als keltische Siedelungsform in die vorchristliche Zeit hinausschieben. Eingehende Einzeluntersuchungen haben jedoch jetzt ergeben, daß auch die Streusiedlungen Denabrücks, sowie jene in der Gegend von Diepholz und Hoya sich im wesentlichen zu losen Gruppen, zu Dörfern zusammenordnen, daß aber die wirklichen Einzelhöfe als spätere Gründungen zu gelten haben.

Vielfach unterscheidet man diese Dörfer nach ihrer äußeren Form in *Hausen*- und *Reihendörfer*, wobei man den ersteren als den älteren ein ungeordnetes und zufälliges Neben- und Zueinander der Höfe zuschreiben möchte. Eine genauere Prüfung läßt diese Teilung als nicht gerechtfertigt erscheinen. Um aber die ursprüngliche Form des ältesten Dorfes erkennen zu können, ist es notwendig, die einzelne Siedelung nach ihren historischen Schichten zu unterscheiden, die im ganzen auch heute noch unter den Namen der Höfner, Rötner und Brinkfiker bekannt sind. Die beiden letzten Gruppen treten allerdings in ihrer Entstehung sowohl als auch in ihrer rechtlichen Stellung gegenüber den Höfnern zu einer Gruppe zusammen. Sie stellen die Nachsiedelung, die Erweiterung des frühesten Dorfes dar, die sich aber wohl vielfach über mehr als ein Jahrtausend erstreckt.

Das älteste Dorf bildeten also überall die *Höfner*; in ihnen müssen wir jedesmal den Kern der Siedelung suchen. Diese Erstberechtigung ver-
rät sich auf Schritt und Tritt. Die Höfe lagen fast immer in einer noch deutlich erkennbaren Ordnung. Sehr oft ist die langgestreckte Reihe, die durch die örtlichen Bedingungen (Flustal, Wiesenniederung oder Geesthang) gebotene Form der Lagerung, womit die oben erwähnte Alters-
verteilung nach *Hausen*- und *Reihendörfern* schon ihre Berechtigung ver-
liert. In anderen Fällen können die gleichen Gründe auch zu ovaler oder halbkreisförmiger Ordnung geführt haben, immer aber erscheint diese be-
wußt und gewollt.

Regelmäßig treten die Höfner nun auch durch ihren breiten Raum als die vornehmsten und ältesten Siedler heraus. Sie liegen immer dem Wasser oder den Wiesen am nächsten, haben auch oft weite Grashöfe hinter sich, die bis ans Wasser hinanreichen. Den Besitz dieser Höfe in der Feldmark bezeichnete man als *Hufe*; sie umfaßte den Acker, sowie die Weide- und Walddrehte. Sehr wahrscheinlich ist unter diesem Begriff der Hufe nicht, wie man lange gemeint hat, ein fester, überall gleicher Flächen-
anteil zu verstehen, vielmehr eine ideelle, selbstverständliche Berechtigung an allem, was die Flur des Dorfes bot.

Es bleibt zu fragen, ob denn nicht eine Nachsiedelung von Höfen zu gleichem Recht, etwa von den nächsten Generationen, stattfand. Wir haben nirgendwo eine Ueberlieferung, nach der Höfe durch vollkommene Neuschöpfung den Dörfern hinzugetan worden wären. Trotzdem mag die Möglichkeit durchaus bestanden haben, wenn auch das Siedlungsbild die Annahme eines regelmäßigen und häufigen Vorkommens solcher Grün-
dungen nicht zuläßt. Eher ist die Schaffung von ganz neuen Dörfern, Tochterdörfern, anzunehmen, worauf ja auch die Namenbildungen wie die *Hagendörfer* zum Teil schließen lassen.

Doch auch im Dorfe selbst fand man einen anderen Weg der Unter-
bringung junger Siedler. Es gab schon früh ein weitgehendes Eigen-
tum des Bauern am Hofe; so konnte auch eine Teilung des Besitzes nicht verhindert werden. Auf diese Weise entstand der Begriff des Halbhofes, den wir schon in frühen Nachrichten finden. Solche Teilungen kamen übrigens auch immer später noch vor, wenn sie auch niemals häufig wur-
den. Das Dorfbild gibt insofern Anhaltspunkte dafür, als es zuweilen geteilte Hofplätze zeigt, in anderen Fällen der jüngere Halbhof außerhalb der älteren Hofgruppe und ihrer Ordnung liegt. Auch die Ackerbetei-
ligung zweier Halbhöfe läßt sie mitunter als ursprünglich zusammen-
gehörig erkennen.

Im ganzen ist jedoch die Nachsiedelung nicht auf diesem Wege ge-
schehen. Die Hufe stellte eine Wirtschaftseinheit dar, die wir von vorn-
herein als ausreichend für den Unterhalt einer Familie denken müssen. Statt der Teilung finden wir als die allgemein geübte Form der Neusiede-
lung den Anbau von *Koten*, d. h., man gab dem Siedler einen Bauplatz und einen Garten mit dem Recht, sich ein Wohnhaus zu errichten. Solche *Koten* sind bereits im 9. Jahrhundert genannt, und man rechnet ihre Ent-
stehung bis gegen 1600, insofern um diese Zeit für den gleichen Vorgang die Bezeichnung „*Brinkfiker*“ aufkam. Gegenüber einer solch langen Siedlungszeit von sieben- bis achthundert Jahren ist die Zahl der *Koten* im allgemeinen nur gering. Ihre Entstehung in großen Zeitabständen verrät sich auch in ihrem Größenunterschied, der in Wathlingen zum Bei-
spiel im 17. Jahrhundert ein Verhältnis von 1:120 zwischen dem Klein-
sten und größten *Kötner* aufweist, während die Spanne unter den Höf-
nern nur 1:1½ beträgt.

Ebenso deutlich unterscheiden sich *Rötner* und *Höfner* durch ihre Lage im Dorfe. Die *Rötner* finden sich nur selten innerhalb der Höfnerreihe, und wo wir sie treffen, da sind sie deutlich später eingeschoben: Ihre Plätze wurden von alten Höfen abgeteilt. Weit häufiger aber geschah ihre Ansetzung so, daß sie außerhalb der Höfnergruppe, etwa an ihrem Rand oder auf dem nächstliegenden Teil der gemeinen Weide, ihren Ort bekamen. Niemals gehören die *Koten* nach Lage und Raum selbstver-
ständlich in das Dorf hinein, wie ja auch ihr Acker stets den Charakter einer nach und nach geschöhenen Erweiterung trägt.

Zu den *Koten* treten die *Brinkfiker* als ihre jüngere Fortsetzung, deren Entstehung in die Zeit von etwa 1600 bis gegen 1750—1800 fällt. Sie schließen sich im Dorfe gewöhnlich an die Gruben der *Koten* an. In der Reihe der Höfner finden wir sie niemals mehr; oft lösen sie den dörf-
lichen Verband nach einer Seite hin in immer loserer Streulage allmäh-
lich auf.

Ihr Besitz an Acker war entsprechend der späten Entstehung meist recht beschränkt. In vielen Fällen hatten sie außer dem schmalen Garten überhaupt keinen Acker, wie denn auch manche Dörfer gar keine *Brink-
fiker* aufzuweisen haben.

Rückblickend erscheint uns das Dorf als ein einziger, in sich geschlosse-
ner Lebenszusammenhang, der seinen Lebens- und Entwicklungsantrieb ganz aus sich selbst bekam, aber auch die Grenzen seiner Entfaltungsmöglichkeiten selber trug. Mit dem Ende der Ansetzung von Neubauern in der althergebrachten Form und der Verweigerung ihrer Aufnahme in den uralten genossenschaftlichen Verband begann die Aufspaltung des Dorfes in Realgemeinde und politische Gemeinde.

Bauernregeln für Dezember.

Dezember lau und lind,
Der ganze Winter ein Kind.

Dezember kalt mit Schnee
Gibt Korn auf jeder Höhe.

Wie der Dezember, so der Lenz.

Ist der Christtag schön und klar,
Hofft man auf ein gutes Jahr.

Fallen in der Christnacht Flocken,
Wird sich der Hopfen gut bestocken.

Die Neujahrsmorgenrot
Deutet auf ein gutes Jahr.

Neujahrsmorgenrot
Kummer bringt und Not.

Arend Dreesen.

In Norden in Ostfriesland ist am 16. November ein Dichter gestorben, der in seiner Heimat unvergessen bleiben wird, aber durch den hohen künstlerischen Wert seiner spärlichen Produktion auch in der deutschen Dialektdichtung für immer einen ehrenvollen Platz sich erworben hat, Arend Dreesen, der Bruder des Leider seit so langer Zeit stumm gebliebenen Lyrikers und Epikers Wilfrath Dreesen. Im harten Kampfe um das Dasein stehend, hat er seine Gedichte und kleinen Prosadichtungen lange nur in Lokalblättern der engeren Heimat veröffentlicht, bis im vorigen Jahre dankenswerterweise der G. Grote'sche Verlag in Berlin eine Sammlung seiner niederdeutschen Gedichte herausgebracht hat unter dem Titel „Die l'ang s" (Den Deich entlang), eine Sammlung, die vielleicht das Beste darstellt, was man in plattdeutscher Dichtung seit Klaus Groth und den gelegentlichen Dialektgedichten der Storm, Lillencron, Felle usw. gehört hat. Arend Dreesen war selbst ein vorzüglicher Sprecher seiner Gedichte und als solcher an der ganzen Wasserkante gern gehört. Gestalt und Gestalt haben in diesen Dialektgedichten eine Einheit gewonnen, die sie unnachahmlich macht, ebenso unübersetzbar ins Hochdeutsche. Wind und Wasser, Meer und Marsch sind hier wieder einmal ganz lebendig geworden in schicksalsverbundener Einheit von Menschenleben und Naturwalten. Leider sind größere Arbeiten des Dichters in hochdeutscher Sprache nicht zur Vollendung gelangt, weil der unerbittliche Tod es nicht hat dulden wollen. Vöns, Rihmann, Borchling und viele andere haben mit uns große Hoffnungen auf den Dahingegangenen gesetzt. Ein Gedicht mag hier für ihn sprechen, nicht eins der tiefsten, aber eins der lebendigsten des Stillgewordenen:

Waterheg.

Hoer, wo dat rägent, Wo 't rägent, da 't gütt! De Waterheg sitt In de Rügenbütt; Sitt teindusend Doogen, 'n Stärk as 'n Fij Un wenn se herunt kunn, Denn hool' se di wijs.	Hoer, wo se pluntjet Un plantjet und swemmt! Mit gliddrige Gann' Un de Büttrand siel stemmt! Mit teindusend Dogen Sluupt se in de Dag Und hujaaant — un dumpt Wär daal mit Gelach.
---	---

Hoer, wo dat rägent,
Wo 't rägent, dat 't gütt!
De Waterheg sitt
In de Rügenbütt.
Noch een Nacht so wieder,
Denn swemmt se herunt
Un sluukt als man runner,
Wat wiesdest un lunt.

Heber den Ortsnamen Hymendorf.

Von G. Sigwebel (Hymendorf).

Westlich der von Weesermünde nach Otterndorf führenden Straße liegt in Entfernung von 1 Kilometer zwischen den Heidebüchern Debstedt und Neuenwalde die 300 Einwohner zählende Moortolonie Hymendorf. Inmitten des Hymenmoores gelegen, breitet sich dieses südlich vom Geestrücken Neuenwalde-Fißgeln und nördlich vom Geestzuge Debstedt-Drangstedt aus. Hymendorf ist die einzige Moorgemeinde des zwischen den Unterweserstädten (Weesermünde, Bremerhaven) und dem Hamburgischen Umtz Nibbelittel (Cuxhaven) sich erstreckenden Kreises Lehe.

Welche Verwandtnis hat es nun mit dem Namen des jungen Dorfes, das im nächsten Jahre auf ein hundertjähriges Bestehen zurückblicken kann?

Zweifellos verdankt die am 18. Juni 1829 gegründete Kolonie des ehemaligen Umtzes Wederfesa ihren Namen dem Hymenmoor und dem im Südwesten desselben seinerzeit gelegenen Hymensee. Wichtige Fingerzeige vermag die wechselvolle Schreibung dieses „Sees“ zu geben. Eingangs nachfolgender Ausführungen sei erwähnt, daß auf vielen Karten unserer Gegend der See ohne Namen eingezeichnet ist. Auf alten Karten (so noch 1808, da unsere Heimat dem napoleonischen Kaiserreiche angehörte) ist der Hemen See verzeichnet. Die Karte des Herzogtums Bremen, nördliche Umtzer mit dem Lande Hadeln, aus dem Jahre 1790 zeigt den Himer See; auf den Karten der Landdrostei Stade nach 1827 und um 1850 findet sich der Hymen See. Nach dem Lagedbuch von Neuenwalde, das die Grenzen des Klosteramts beschreibt, steht an der Südgrenze der Scheidungsstein an dem Hemen See. Joh. Hinr. Bratje, Generalsuperintendent in Stade, beschreibt in seinem 1769 herausgegebenen Heimatbuche den im Herzogtum Bremen ausgeübten Falkenfang, wonach alljährlich ein holländischer Falkenfänger seine Hütte in der Gegend des Hemen Sees, „ohnfern Debstedt“, aufschlägt, um am See den Falkenfang auszuüben.

In dem am 27. April 1602 geschlossenen Vertrage zwischen dem Rat der Stadt Bremen und den Kirchspielen des Landes Wursten wird in dem durch Malzeichen und Steine begrenzten Nutzungsgebiet für Torfstechen, Heide- und Blaggenhausen der Hymen See genannt.

Unzweifelhaft ist der „Hemen See“ als älteste Schreibform anzusehen. Die von den bekannten Geschichtsforschern hiesiger Gegend vertretene Ansicht, mit dem Hemen See die verschollenen Einzelsiedlungen Hemen und Klein Hemen in Zusammenhang zu bringen, gewinnt immer mehr Zustimmung. Diese Siedlungen werden in einer Urkunde des 14. Jahrhunderts erwähnt, wonach die Herren von Wederfesa ein Haus in Hemen und eins in Klein Hemen aus Kloster Neuenwalde veräußerten. Nach einer am 20. Juli 1608 in Elmlohe aufgenommenen Urkunde von Neuenwalde veräußert Rüdiger Werner von Wederfesa für 34 Mark an Gebhard, den

Sohn des Propstes, ein Haus in Hustedt, den dritten Teil in Hemen und Klein Hemen. Es liegt die Vermutung nahe, daß die genannten Einzelsiedlungen in der Nähe des Hemen Sees gelegen haben; waren doch mit der nahen Nordsee, vorhandenen Waldungen und Grünlandflächen die Lebensbedingungen gegeben.

Hymendorf müßte also nicht mehr nach Hymen, dem griechischen Gott der Hochzeiten und Ehe, benannt werden, sondern Hemen dorf. Für die Richtigkeit dieser Behauptung mag schließlich noch die Tatsache Erwähnung finden, daß die Ortschaft in unserm Niederdeutschen von den Einheimischen „Hemendörp“ benannt wird. Die Lautverschiebung dürfte folgendes Schema aufweisen: Hemen, Klein Hemen, Hemensee (Hemendörp) — Hemensee — Hymensee, Hymenmoor, Hymendorf.

Bauernhaus-Inchriften.

Godt mit uns!
Wer kann dan weder uns!

Wer unter meinem Dach verkehrt,
Der halte deutsche Sitt wert!
Den fremden Gast bewirt ich gern,
Doch fremde Sitt bleib uns fern!

Eine Umfrage zur Geschichte des Deichbaues.

Die Störte (Sturzkarre) ist in früheren Jahrhunderten zum Transport von Deicherde an der Nordsee von der dänischen Grenze bis Holland benutzt worden. Näheres über sie ist noch unbekannt. Daher wird um freundliche Mitteilung gebeten.

In welchen Gegenden war sie zweir-, dreir- oder vierrädrig? Wurden ein, zwei oder mehr Pferde vorgespannt? Bis wann rückwärts ist ihre Anwendung im Mittelalter zu verfolgen, wurde sie noch im 19. Jahrhundert benutzt und bis wann? Wie groß war ungefähr der Inhalt des Kippkastens in Kubikmeter? Wer kann Photographien von Störten leihen? In welchem Heimatmuseum befinden sich Modelle? Wo ist Literatur zu finden?

Für jeden Hinweis wären wir sehr dankbar. Portoauslagen werden gern erstattet. Antworten erbeten an Regierungsbaurat Jacoby, Kiel, Feldstraße 19.

Bücherschau.

* „Der Schütting“. Ein heimatisches Kalenderbuch auf das Jahr 1929. Preis 1,50 Reichsmark. Adolf Sponholz Verlag, G. m. b. H., Hannover. — Eine Reihe niederdeutscher Kalender ist leider der Zeit zum Opfer gefallen. Um so mehr ist es zu begrüßen, daß sich der bekannte niederdeutsche Kalender „Der Schütting“ des Verlages Adolf Sponholz in Hannover nicht nur hält, sondern sich auch als außerordentlich lebensfähig erweist. Nach Inhalt, Bildern, Anordnung des Stoffes und äußerer Ausstattung zu urteilen, ist der im 20. Jahrgang erscheinende „Schütting“, den Albrecht Janßen seit einigen Jahren unermüdet leitet, wohl Niederdeutschlands wertvollster Kalender. Der neue Jahrgang bringt wieder eine Fülle guter Erzählungen, Skizzen, Humoristika, Gedichte und Balladen, ferner interessante volkstümliche und literarische Aufsätze, von denen wir die reich bebilderte Abhandlung über die sterbenden Mühlen in Niederdeutschland ganz besonders hervorheben wollen. Auch den Kindern ist wieder eine Abteilung gewidmet. Unsere besten niederdeutschen Autoren sind Mitarbeiter des neuen Jahrganges; wir nennen u. a. Hans Friedrich Blund, Hermann Claudius, Hans Ehrle, Bernhard Flesch, Hans Brand, Friedrich Freudenthal, Albert Mähl, Klaus Witt usw. Wer Wert auf einen literarisch wertvollen und zugleich volkstümlichen Kalender legt, findet im „Schütting“ das, was er sucht, und wem es Ernst ist mit kultureller Heimatpflege, der empfehle immer wieder dieses Kalenderbuch.

* Der neue Oldenburgische Hauskalender. Allen unseren Lesern können wir heute bekannt geben, daß der Hauskalender für das Jahr 1929 im Verlage von Gerhard Stallung in Oldenburg jetzt erschienen ist und in gewohnter schöner Ausstattung und vielseitiger Reichhaltigkeit vor uns liegt. Zum bewährten Alten ist manch Neues hinzugekommen, der Preis von 70 Pfennig ist der alte geblieben. Der Hauskalender ist ein Heimatkalender, das Heimatliche tritt stark hervor und gibt dem Büchlein eine eigene Weihe. Man wird seine Freunde haben an Franz Poppe's „Schosterjung to Wildshusen“ mit den drastischen Illustrationen von Arnold Schröder; viel Humor steckt in den hoch- und plattdeutschen Döntjes, wie viel Heimatkunde und Heimatliebe in den übrigen Beiträgen, der Plauderei aus dem Jeverslande „Wir winden Dir“ von Janßen (Sillenstede), dem Erinnerungsblatt an die Erschließung der Kanzleiräte v. Fink und v. Berger, den charakteristischen fünf Bildern vom Wahrzeichen Oldenburgs, dem „Lappan“. — August Hinrichs' Bild in seiner Tischlerwerkstatt an der Habelbank wird vielen willkommen sein, dazu seine Erzählung „Heimkehr“, die Erzählung „Die Tat“ von Alfred Manns und die plattdeutsche Erzählung „Dat Wünsch“ nach Anzengruber. Alma Rogge, Heinrich Diers, Dr. Strahlmann, Hahno Foden, den in Dresden lebenden Jeversaner, Elise Fink und Georg von Lindern, beide in Delmenhorst, finden wir unter den Mitarbeitern mit gebaltvollen Beiträgen vertreten. Die Bilderreihe „Oldenburgisches Schrifttum“ tritt zum 6. Mal auf, und die Lebensabrisse mit Porträts „Von unseren Toten“ führen uns in die Erinnerung an eine Anzahl von uns geschiedener Oldenburger, die uns aber immer noch etwas zu sagen haben, weil